

Nr. 286. Bromberg, den 14. Dezember 1933

Winke, bunter Wimpel . . !

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von **Alfred Karrasch.**

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die alte Mühle muß sich weiter drehen. Der Werktag kennt keine lange Trauer und Feier um Tote.

Erst hat die Marucke gedacht, nun ist alles vorbei. Sie hat Tag und Nacht geweint, ist herumgewankt, ist ganz verzweifelt gewesen. Denn das hatte ja alles mit ihnen doch keinen Zweck mehr. Es war ja doch mit ihnen allen zu Ende.

Dann, ja, man muß doch was kochen. Da sind doch auch noch andere im Haus, die werden doch von deiner Verzweiflung nicht satt.

Ja, und dann ist auch was für den Jungen zu beflicken.

Dann, ja, und dann fehlt auch Mehl und Schmalz und Zucker, lauf doch mal zum Kaufmann, Dow, in den Krug. Am Ende wird auch bald das Geld fehlen. Ja, die alte Mühle muß sich weiter drehen.

Da ist also noch gar nicht so lange Zeit vergangen seit jenem Tag, da kommt auch schon der alte Mik angezogen. Er hat was vor, was Besonderes auf dem Herzen, das sieht man ihm gleich an. Er kratzt sich, ehe er ins Haus tritt, die Klotzkorken mit Bedächtigkeit ab. Er hebt, als er in der Küche vor der Frau steht, den Strohhut vom Kopf und fährt sich mit den Fingern, wie mit einer Harke, durchs weiße Haar. Er schiebt den Priem aus einer ledergegerbten Backentasche in die andre, das ist dann ohne Zweifel das Anzeichen einer ganz großen Sache.

Die Marucke weiß nun schon, was jetzt kommen wird. Der Mik sagt: „Ja, Frau, und nun? Ich mein', wie soll das nun weiter werden?"

Die Frau ist dabei, die wäscht dem Jungen grade ein paar Hemden aus, sonst hat er für die Schule auch nichts Sauberes mehr aufs Leder. Sie steht an der Holzteine, die starken Arme, die jetzt noch mehr schaffen müssen, bis an die Ellbogen im Seifenschaum. So bleibt sie stehen, hebt nur den Kopf, dieses traurige verhärmte Gesicht: „Ja, alter Mik, was soll da nun werden? Allein, ich weiß, kannst ja nicht auf den Fischfang gehen."

„Nei, nei, Frau, das geht nu wohl nicht." Der Mik sieht dabei, wie um sich zu prüfen, an seinen verwaschenen Drillichhosen hinunter, seine Beine sind etwas krumm, er hat wohl selbst den Eindruck, vor Alter. Dann schüttelt er den Kopf: „Und daß nu der Dow mit auf See kommt, das geht doch auch nicht."

Was . . .? Der Dow . . .? Und auf See? Der eine ist . . . draußen geblieben . . . Nun soll sie auch noch den Dow . . .? Die Frau fährt auf, als hätte sie sich verbrüht: „Was . . .? Red nicht so, Mik, das ist Sünde . . !"

„Ich mein' ja bloß . . ." beschwichtigt der Mik, „bloß weil der Dow selbst mich gebeten hat. Er will doch raus und ins Boot, damit kein andrer ins Boot kommt, bis wieder der Vater zurück ist."

Ach ja, der Junge, immer mit seinem: Der Vater kommt wieder. Manchmal steckt das fast an, man möchte auch hoffen. Aber der Christup ist fort, der hat alles, was hier war, nur so fortgeschmissen. Jaja, nicht mehr wert sind wir ihm alle gewesen. Die Frau hat schon wieder ihr leises Weinen begonnen.

„Nein, mit dem Dow, das ist nicht . . ." sinniert der Mik immer weiter, „wir zwei, das ist keine Mannschaft auf See, da muß schon wer andrer noch dabei sein. Also Frau, was werden wir tun? Was werden wir schon groß tun können? Denn werde ich nehmen und gehen und dem roten Hann Bescheid sagen, daß er doch kommt. Sonst ist keiner, der aber kann kommen, das paßt so. Der Hann wird frei, denn der Bulweitis nimmt nun seinen Schwiegersohn in sein Boot. Die beiden werden nun weiter zusammenmachen."

Den roten Hann? Einer muß es ja sein, aber grade den roten Hann? Ist denn wirklich kein andrer? Nur der rote Hann? Das ist ein übler Kerl, der hat einen schlechten Ruf hier im ganzen Dorf. Na ja, aber Kraft hat der auch, der hat Arme, die halten was. Na ja, und ich, Frau, bin doch man nur grade nicht mal halb so einer, wie der Hann ist. Grade so einen wie den Hann, den könnten wir brauchen.

Ja, aber das ist doch ein schlechter Kerl. Sein Ruf ist nicht besser geworden seit damals, als er von der Festlandsseite herüberkam. Wie alt ist er? Wie alt wird er schon sein? Na, er muß sein so im Alter vom Fischer.

Grade der rote Hann? Da könnten die Leute hier reden, wenn ich als Frau den ins Haus nehme. Aber schließlich, was gehen uns die Leute an! Ja, von dem erzählt man sich allerhand. Das ist ein ganz wüster Mensch. Die Marie Malweitis hat ein Kind von ihm und die Dorucke Kalwien. Und das Kind, das bei der Grete Bulweitis kommt, ist auch nicht von dem jungen Ehemann, sondern vom roten Hann, der hat sie mal im Schuppen auf die Netze geschmissen. Sie selbst hat es einem andern Mädchen erzählt.

„Ist denn gar kein andrer da, Mik? Das ist doch nicht gut, wenn man sowas ins Haus nimmt. Da muß man ja immer in Furcht sein als Frau."

Der Mik überlegt hin und her. Er denkt und denkt nach, stopft sich bedächtig die Pip und sinniert. Dann schüttelt er wieder den Kopf: „Nein, nein . . . ist ja eben kein andrer da, Frau. Ich freu mich auch nicht auf ihn. Aber was die Leute schon reden, die reden bald was zusammen. Nein, nein. es ist wirklich kein andrer da, es ist kein andrer auf den Plutz jetzt wo herzunehmen."

Es fällt der Marucke schwer, ja zu sagen. Aber ihr bleibt nichts übrig. Sie wringt an einem Stück Wäsche und sagt: „Denn laß ihn kommen. Du weißt ja, mach alles mit ihm ab. Denn geh man und hol ihn. Ja, denn soll er man kommen."

Die Frau beginnt wieder ihr Weinen. Alles das, fremde Menschen ins Haus, so einen ins Haus, nur weil der Christup . . .

Ich freu' mich auch nicht auf ihn, denkt der Mik. Ja, ja, das war immer ein gutes Fahren mit dem Fischer, und was wird nun sein? Aber kein andrer ist da, nur der Hann.

Ja, denn werd' ich man nehmen und gehen und ihm Bescheid sagen.

Damit geht er schon aus der Türe. Seine Klotzkorken klappern im Flur. Dann geht er ins Dorf.

*

Gleich am nächsten Morgen ist der rote Hann ins Haus gekommen. Er hat seine Kiste mit seinen Siebensachen gebracht. Er hat die im Flur abgestellt. Dann hat er sich die blaue Schiffermütze von seinem brandroten Haar gezogen. So, ganz bescheiden, hat er in der Küche vor der Maruck gestanden: „Frau, ich wollte bloß sagen, ich bin jetzt gekommen."

Die Frau hat, wie immer, was rumhantiert in der Küche, sie hat bloß mal so aufgesehen: „Is gut. Bring die Kiste rauf, oben rauf, in die Kammer. Ich hab' dir die Kammer schon fertiggemacht."

„Is gut, Frau." Der Hann hat sich mit seinen wäßrigen Augen so ein bißchen, ganz unauffällig, umgesehen. Is ganz hübsch hier, hast das hier ganz gemütlich getroffen. Das gefällt dir ganz gut. Er hat ein bißchen die Augen zusammengekniffen und sich auch die Marucke besehen. Ist auch hübsch, hübsche Frau, die lohnt sich schon mal . . . Na, Hann, du kannst doch in einem Trauerhaus nicht gleich solche Gedanken haben. Aber wirklich, das ist alles ganz hübsch hier, ich bin ganz zufrieden.

„Also jetzt bring die Kiste rauf..." sagt die Maruck, „dann geh zum Boot. Der Mik macht schon alles fertig. Ihr sollt noch heute in See, daß wir was für den Fischdampfer haben. Ich werd' euch bald zum Essen rufen."

Der Hann ist gegangen. Er hat die Kiste in die Kammer getragen. Das ist mal eine hübsche Kammer, sieh mal einer an! Er hat, so mit der Hand, zum Probieren aufs Bett gedrückt, ob es weich ist. Sieh mal einer an, auch ein gutes Bett, und Platz für zwei . . .! Er hat seinen Karpfenmund verzogen. Was für Gedanken hab' ich bloß in einem Trauerhaus! Aber das ist doch so, das wird doch so sein. Der Mensch kann sich doch gleich auf alles freuen. Wirklich hübsch, das Haus, das Bett und die Frau, ja, die Frau, da können sich die ganzen jungen Marjellen verstecken . . .

Bist ja noch ein bißchen stolz, Frau, bist ja immer stolz gewesen. Aber laß man, die Zeit vergeht. Dein Mann kommt nicht, der ist über alle Berge. Wart man ab. Ich kenn' doch euch Weiber. Wart man ab, wirst schon ein bißchen Hunger kriegen . . .

Nun aber muß ich zum Boot.

*

So ist denn wieder Alltag im kleinen Fischerhaus des Christup Peleikis. Nur er ist nicht da. Alles geht wieder seinen Gang, nur ohne ihn, aber was soll der Mensch machen.

Die Tage, die Wochen vergehen, hin und wieder muß die Marucke noch die Hände vors Gesicht schlagen und weinen. Aber auch dazu hat sie nicht lange Zeit. Denn drei Mann sind wieder zu bekochen, zu bewaschen und zu beflicken.

Manchmal, wenn sie so in der Arbeit ist, fährt sie auf, ihr krampft sich das Herz. Sie denkt plötzlich: Der Christup ist ja zurück, das ist doch sein Schritt auf dem Weg vor dem Haus. Das kann doch nur der Christup sein. Sie rennt vors Haus. Aber das ist der Christup nicht. Das ist ein andrer, der Christup ist nicht gekommen.

Manchmal hat sie auch noch gedacht: Vielleicht wird er mal schreiben. Dann ist sie zur Post gelaufen. Aber der Herr Beamte hat nur den Kopf geschüttelt: „Nichts da für Sie. Tut mir leid, Frau Peleikis."

Nichts da, er schreibt nicht. Er kommt auch nicht. Das sind nun schon Wochen und Wochen her, keine Nachricht. Er kommt nicht, wie soll das auch schließlich sein? Er kann ja nicht kommen, er kann ja nicht schreiben, denn er muß sich doch schämen, daß er so fortgelaufen ist, wie er ist. Das hat auch der Mik gesagt: Das mit dem Weibe wird bald zu Ende sein, so was hält nicht lange, nun möchte der Fischer vielleicht ganz gern wiederkommen. Aber da ist die Scham, die hält ihn ab, daß sie hier alle mit den Fingern nach ihm zeigen werden. So stark, diese Schande zu tragen, ist kein Mensch, kein Mann, und wenn er so stark wie der Christup, der Fischer, ist.

Nein, nun kommt er nicht mehr. Er kommt nicht wieder. Wir können an ihn wie an einen Toten, einen Verstorbenen denken.

So ist denn wieder der richtige Werktag, nur daß der Christup gestorben ist. So geht wieder alles seinen Weg, auch wenn das Herz weh tut. Was soll ich Frau machen? Schließlich ist da auch noch mein Kind.

Mit dem Fischfang und dem Boot ist das jetzt auch wieder wie früher. Nur statt des Christup ist der rote Hann da. Sonst geht es, wie es immer ging. Am Mittag gehen sie raus, mit dem Schwarm der andern Boote. Da knarren die Blöcke und fahren die Segel hoch. Die Nacht sind sie draußen, am nächsten Mittag wieder zu Hause. Das geht ein Mal so um das andre. Umschichtig. Wie bei den andern, wie immer.

Auch beim Dow ist jeder Tag wie der andre. Der macht auch keine großen Sprüche mehr, sondern ist still. Eine Stunde gleicht bei ihm der andern. Ein Tag dem andern. Eine Woche der andern.

Und — **jede** Stunde, und jeden Tag, und jede Woche, und immer . . . wartet er auf den Vater.

Morgens geht er in die Schule. Da sitzt er am Fenster und träumt hinaus. Da denkt er, da rechnet er, wo mag jetzt der Vater sein. Da sieht er den Dampfer, der aus Cranzbeek über das Haff kommt. Das ist ein schönes weißes Schiff, es bringt Nehrungsreisende und Badegäste, weit, weither, aus aller Welt. Er sieht die Rauchfahne des Dampfers. Er sieht das Schiff, er sieht das Kielwasser, wie es sich weit hinzieht auf dem stillen und blauen Haff. Plötzlich schlägt in ihm eine Lohe hoch. Er muß hier sitzen, und vielleicht ist der Vater dort auf dem Schiff. Jetzt ist das Schiff im Hafen, an der Mole. Vielleicht ist jetzt der Vater nach Hause gekommen. Wie lange das heut wieder dauert, bis die Glocke schlägt.

Wenn er aus der Schule kommt, rennt er nach Haus. Heute wird aber der Vater dasein. Nein, er ist wieder nicht da. Die Mutter hat schon das Essen fertig. Er ißt schnell ein paar Bissen, mehr um der Mutter willen. Dann läuft er schon wieder . . .

Er muß doch auf die Hochdüne. Da sieht man weit über Haff und See. Da kann kein Schiff kommen, von keiner Seite, das er nicht sieht. Da muß er doch auf den Vater warten.

Der Sonnenwind streicht über die Hochdüne, die gleißt gelb und weiß. Der Sonnenwind kommt, geht über den Scheitel der Düne, nimmt den Sand auf, wirft ihn hoch. Das ist wie ein Dampfen. Er nimmt den Sand, reibt Sandkorn an Sandkorn. Das ist dann wie ein silbernes Klingen und Läuten.

Hier oben, auf dem Kamme der Düne, hat sich der Dow aus ein paar Brettchen ein Ställchen gebaut, einen Beobachtungsstand, halb im Sand eine Höhle. Da braucht er nur den Kopf herauszustrecken, dann sieht er weit, kann muß er alles sehen. Hier oben also haust der Dovid, hier streckt er den Kopf heraus. Hier ist die Einsamkeit. Hierher kommt kein Mensch. Hier stört ihn keiner, verlacht ihn keiner. Hier kann er warten.

Wann kommst du, Vater? Woher kommst du? Aus welcher Himmelsrichtung? Aber ich passe auf. Komm bald, lieber Vater. Aber wann du auch kommst, ich warte auf dich . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir wollen nun etwas die Zeit weiterdrehen. So ein paar Monate. Da ist November, da braust der Sturm. Da ist das Haff wild, und seine Wellen krachen ans Ufer. Da ist die See ein grauer tobender Schaum. Die Boote sind ans Ufer gezogen. Jetzt kann doch kein Mensch sich mehr aufs Wasser wagen. Da liegt nun also auch das Peleikische Boot auf dem Strand. Unser Boot, dein Boot, Vater, und der Wimpel dreht sich und knarrt. Die kleine Flagge ist von den Stürmen schon ganz zerfetzt. Ich werde gleich eine neue Flagge machen, damit sie neu ist, wenn du wiederkommst, Vater... Und „Kehr wieder . . .!" steht in dem Wimpel. Wink doch, buntes Wimpelchen, wink doch . . . Aber alles nützt nichts . . . Der Vater ist immer noch nicht nach Hause gekommen.

Es ist jetzt schon schwer, auf die Hochdüne zu gehen. Da rast der Sturm über den Kamm. Das ist schaurig, dies Toben und Brüllen. Ich aber, der Dow, habe keine Angst. Denn ich muß auf den Vater warten. Schiffe kommen weit draußen vorbei. Ich muß sie sehen. Eins bringt mir den Vater.

Vater, komm bald. Denn bald kommt das Eis. Dann ist es noch schwerer, hier auf die Düne zu kommen. Denn dann ist sie ein Glasberg. Aber ich warte, Vater, hab' keine Angst. Ich komm' auch auf den Glasberg. Ich zwinge dich, Vater, daß du kommst. Denn das ist doch ganz einfach, bis du kommst, so lange werde ich warten.

— — — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Süd-Expreß.

Skizze von Rolf Herbert Kunze.

Immer wenn der Schnellzug hielt, erwachte die kleine Station. Einmal am Morgen, einmal am Abend. Türen klappten, Kommen, Gehen, ein paar Rufe, ein paar Fremde — und die Lokomotive pfiff wieder zur Abfahrt. Ratternd fuhren die Wagen wieder an, hinaus in den Tag, in die Nacht, in die Ferne, in das Glück . . .

Dann versank auf dem verlassenen Bahnsteig alles wieder in Ruhe und Dämmern. Ein schwaches Rauchfähnchen hing manchmal noch ein Weilchen in der Luft, bis es verwehte.

Irene wartete noch immer. Und immer vergebens. Sie stand den ganzen Tag hinter dem Büfett und verkaufte Bier, belegte Brötchen und Zigaretten. Immer trug sie strenge schwarze Kleider und steife weiße Schürzen. Manchmal lächelte sie über die plumpen Scherze der Gäste, dann war sie fast schön. Sie ging nie ins Schützenhaus zum Tanz, sie hatte keine Kollegin und keinen Freund, der sie heimlich küßte. Nach einigen mißglückten Annäherungsversuchen ließ man sie allein. Ganz allein. Sie fühlte das nicht und vermißte auch nichts dabei — sie hatte ja ihre eigene Welt!

Die sechs Waggons des internationalen Zuges rissen Irene täglich zweimal aus dem Dämmer. Fieberhaft musterte sie stets jedes einzelne Fenster: Elegante Frauen, in Pelze gehüllt, Kristall und Silber im Speisewagen, ein einzelner Herr, der lächelnd eine Zigarette rauchte.

Aber niemals sprach einer das erlösende Wort: Komm! Mit der roten Schlußscheibe des letzten Wagens erlosch stets eine neue Hoffnung. Denn einmal wollte Irene in diesem Zuge sitzen, einmal die Berge sehen, das blaue Meer. Durch gepflegte Alleen wollte sie schreiten, immer die schönsten Kleider tragen, bewundert werden und geliebt. Oft lag sie in ihrem schmalen Bett noch lange wach und träumte mit offenen Augen. Sie fühlte den Duft des Föhns, der von der Riviera kam und sie mit seinem heißen Atem berauschte wie schwerer Wein. Da ragten weiße Luxushotels zum wolkenlosen Himmel, da wandelten sorglose Menschen durch Sonne und Seligkeit. Am Morgen zerflatterten die wirren Träume, und Irene mußte sich oft gewaltsam zusammenreißen, bevor sie in die Schankstube ging, in der immer der Dunst von schalem Bier und kaltem Zigarrenrauch hing. Aber immer war ja die Hoffnung da: 10.02 der erste Zug, 19.04 der zweite.

Einmal las sie in der Morgenzeitung, daß die gefeierte Sängerin Carina nach Italien zurückkehren werde. Lange betrachtete Irene das Bild dieser schönen Frau, die stets mit ihren berühmten Perlen reiste und eine Villa in Gardone hatte. Gardone — das Mädchen konnte diesen Gedanken nicht zu Ende spinnen, denn draußen auf dem Bahnsteig wurde es lebendig. Signale tönten, der Fahrdienstleiter ging auf und ab, ein Postkarren ratterte über die Steine, und dann kam er auch schon: der Süd-Expreß 10.02!

Die Bremsen schrillten, heißer Dampf zischte aus allen Ventilen, dann standen die sechs Waggons. Aber nun geschah etwas Seltsames, noch nie Dagewesenes: Die Beamten riefen aufgeregt, Fenster wurden heruntergelassen, Türen geöffnet. Jetzt stiegen auch schon ein paar Fremde aus, gingen auf und ab, kamen sogar ins Wartezimmer. Irene stand erst wie gebannt. Dann hörte sie aus den Gesprächen, daß der Zug Maschinenschaden habe und wohl eine halbe Stunde hier warten müsse. Immer mehr Reisende stiegen aus. Irene hatte alle Hände voll zu tun. Plötzlich zuckte sie zusammen: Eine größere Gesellschaft hatte lärmend am Fenster Platz genommen. Alle sprachen lachend auf eine schöne und elegante Dame ein. Es war die Carina, deren Bild heute morgen in der Zeitung stand, die Frau, die nach Gardone reiste —. Grüne Palmen fächeln den Himmel, ein schneeweißes Schiff hat steile Segel aufgestellt . . .

„Aber Fräulein, wo bleiben Sie denn?"
„Ein Vermouth, Fräulein!"
„Zwei Fleischbrühen, bitte!"

Die halbe Stunde war wie im Flug vergangen. Langsam stiegen die Reisenden wieder ein. Das Wartezimmer wurde leer. Irene trat zum Fenster. Drüben kehrte eben die Carina mit ihrem Gefolge ins Abteil zurück. Der Duft ihres schweren Parfüms lag noch im Zimmer. Also hier hatte sie gesessen, die berühmte Frau. Hier stand noch ihr Glas, eine Zigarette verglomm im Aschenbecher und da — ja, aber, was war denn das? Ein Lederköfferchen! Die Sängerin hatte es liegen lassen! Im selben Augenblick wußte Irene, daß in diesem Koffer die berühmten Perlen waren. Sie erinnerte sich der Zeitungsnotiz, in der von Koffer und Perlen die Rede war. Es gab schon eine ganze Sammlung spannender Geschichten von dieser Schmuckschatulle. Eine glühende Wolke senkte sich über Irene. Sie fühlte: Jetzt entschied sich ihr Schicksal. Jetzt konnte sie das Leben beginnen, das sie sich in fiebernden Nächten erträumt hatte, jetzt würde sie reisen können, in die Freiheit, das Glück . . .

Mit beiden Händen faßte sie den Koffer und drückte ihn fest an sich. Das Blut rauschte in den Adern, der Schlag des Herzens betäubte sie fast. Bevor die Carina den Verlust bemerkte, war Irene schon längst auf und davon. 11.06 ging ein Personenzug, zweimal umsteigen, und alles war gut! Der Verlust würde die reiche Sängerin nicht treffen. Palmen — Gardone — das Meer . . .

Die letzten Türen fielen zu, schon kam der Beamte mit der roten Scheibe, ganz langsam zog die Maschine an. Da wurde im Abteil der Carina hastig das Fenster heruntergerissen, und eine Stimme rief dem Beamten zu: „Mein Koffer, mein Koffer! Er steht im Wartezimmer."

Das ist das Ende! schrie es in Irene. Entweder war der Traum vorbei, für immer — oder sie mußte ihr Glück verteidigen, bis zum Allerletzten. Und während der Beamte in großen Sprüngen ins Wartezimmer rannte, stürzte sie durch die andere Tür hinaus. Drüben stand schon der Personenzug 11.06. Das war die Rettung, das war die Freiheit! Mit letzter Kraft sprang Irene quer über die Geleise und glaubte sich schon am Ziel — da wurde sie von einem Koloß zu Boden geschmettert, und betäubender Lärm brauste über sie hinweg . . .

Am nächsten Tage konnte man in der Zeitung lesen, daß wieder einmal ein Anschlag auf die berühmten Perlen der Carina geplant war. Allerdings fiel der Diebin ein falscher Koffer in die Hände, der nur eine kleine Geldbörse und einige Toilettengegenstände enthielt. Tragisch an dem Vorfall sei gewesen, daß sich die Täterin, als sie sich gefaßt sah, in selbstmörderischer Absicht vor einen ausfahrenden Schnellzug warf und von den Rädern zermalmt wurde.

Trillili.

Eine humoristische Reportage von Adalbert Schücking.

Als ich noch in Hamburg wohnte kam alle halbe Jahr ein Spielzeugfabrikant aus dem Erzgebirge zu mir und machte mich vor seiner Weiterreise nach Kopenhagen mit seinen neuesten Mustern bekannt. Ich gehöre zwar nicht zu denen, die in den Abbildungen der Witzblätter als bejahrte Familienväter mit dem Bauch auf dem Teppich herumrutschen und Eisenbahnen aufziehen, aber als Journalist interessiere ich mich für alle neuen Gesellschaftsspiele, die

für das Publikum erfunden werden. Man kann nämlich aus Gesellschaftsspielen ausgezeichnet auf den jeweiligen Geisteszustand eines großen Publikums schließen.

Ich entsinne mich noch, als vor etwa anderthalb Jahren das Jo-Jo aufkam, das heute nur noch verachtungsvoll von Vierjährigen gespielt wird. Mein Zigarrenhändler hatte die Angewohnheit, stundenlang in seinem Laden die bunte kleine Jo-Jo-Rolle an der Strippe auf und nieder rollen zu lassen, und der einzige, der ihm treu dabei zusah, war sein Köter, die anderen tippten nur sachte an die Schläfe und gingen weiter. Damals sagte man: Das Jo-Jo mußte aufkommen, weil sich das moderne Tempo überlebt habe und der Mensch zur Ruhe zurückgekehrt sei. So etwas zeige sich zu allererst in den Spielen. Nun, ich könnte es mir leicht machen und als Gegenbeweis auf jenen trauten Familienkreis hinweisen, in dem man sich beim Zank über das Jo-Jo Backpfeifen anbot und von dem Wörtchen „Kaffer" ausgiebigen Gebrauch machte, aber es mag schon sein, daß etwas daran war. Die Menschheit schien damals sanft zu schlafen, bis zu dem Augenblick, wo die nationale Revolution ausbrach, die schlafenden Bonzen zum Teufel jagte und der Rundfunk die Massen mobilisierte. Fast im gleichen Augenblick — ich habe es beobachtet — flogen die langweiligen Jo-Jo-Rollen in die Ecken, und da liegen sie heute noch. Es stimmt: die Gesellschafts- und Unterhaltungsspiele der Menschen richten sich tatsächlich nach dem politischen oder wirtschaftlichen Tempo, in dem man jeweils lebt. Nur so ist es zu erklären, daß bombastisch eingeführte Spiele oftmals so rasend schnell veralten.

Was für uns gilt, kommt natürlich nicht immer auch für das Ausland in Frage, obwohl beispielsweise von der Jo-Jo-Seuche fast die ganze Welt erfaßt worden war. Immerhin gibt es auch da Versager, und mein Fabrikant aus dem Erzgebirge, der unnötiges Risiko vermeiden möchte, stellt daher grundsätzlich nur Spiele her, die von den ausländischen Abnehmern vorher genau in Formgestaltung und Ausführung vorgezeichnet werden. Sicher ist sicher.

Durch Zufall höre ich, daß dieser Mann in der Stadt weilt, in der ich jetzt wohne. Ein Telephonanruf zum Hotel, und eine Stunde später bin ich da. Herzlicher Händedruck in alter Frische, und dann kann's losgehen. Ich nehme immer meinen Jungen mit. Kinder sind auf dem Gebiet helle und wissen sofort, ob mit einem Spiel „etwas los ist" oder nicht. Sie brauchen gar nichts zu sagen, das sieht man schon an ihrem Mienenspiel.

„Was gibt's Neues an Unterhaltungsspielen?" frage ich.

„Ich habe hier für Dänemark und Schweden eine originelle Sache", sagt mir der Fabrikant und holt die Musterkollektion aus seinem Koffer. „Schauen Sie einmal her! Wissen Sie, was das ist?"

Keine Ahnung! Es ist eine rechteckige Scheibe, auf der Kreise gezogen sind, wie bei einer Schießtafel für Kinderluftgewehre. Die Kreise haben Nummern von eins bis zwölf. Eins ist der äußerste Kreis am Rande, zwölf der schwarze Fleck in der Mitte, also das Zentrum. Zwei Gummibänder, die vorn zusammengeknüpft sind, hängen herab.

„Wozu sind die Gummibänder?" frage ich.

„Passen Sie auf!" sagt der Fabrikant, nimmt die Tafel in die eine Hand und zieht mit der anderen an den Bändern. Auf einmal sieht man, daß dort, wo sie zu einem Knoten zusammengefügt sind, ein kleiner, dünner Pfeil mit einer Metallspitze sitzt. Der Fabrikant läßt den Gummi nun los, und schon schießt der Pfeil nach vorn und landet im Ring sechs.

„Miserabler Schuß!" sagt mein Junge.

„Dann versuch's mal selber!" meint der Fabrikant.

Mein Junge zieht an den Bändern, läßt los und schon sitzt der Pfeil am Rand zwischen elf und zwölf, also fast genau Zentrumstreffer. Kunststück, bei solchem Vater, der sich beim Militär immer den Urlaub durch die knorken Schüsse holte! Ja, ja, wir Väter von heute . . .

„Die Spielregel ist diese", erklärt der Fabrikant jetzt, „jeder von den Erwachsenen, die das Spiel gewöhnlich in der hinteren Hosentasche tragen, wenn sie zu Gesellschaften gehen, oder sich am Stammtisch treffen, darf dreimal hintereinander schießen, und wer dann schließlich die höchsten Punkte hat, kriegt die Kasse."

„Das, scheint mir, ist leicht zu behalten. Was kostet so ein Ding?"

„Eine Krone", antwortet der Mann aus dem Erzgebirge, „oder 60 deutsche Reichspfennige!"

„Viel zu teuer!" meldet sich auf einmal mein Filius und zieht eine runde Pappscheibe aus seiner Hosentasche. „Sehen Sie sich bitte dies einmal an, das ist dasselbe Spiel und kostet nur einen Groschen."

Wir sind beide baff. Nein, diese Jungens von heute! Aber das mit genau demselben Spiel stimmt nicht ganz. Das Groschenspiel ist nur aus dünnem Pappkarton, und außerdem sitzt der Metallpfeil nur an einem Gummiband, statt an zweien, was das Zielen außerordentlich erschwert. Trotzdem versuche ich mein Glück, und unter ungeheurem Jubel der Umstehenden landet der Pfeil auch genau im Zentrum, sofern man unter Zentrum nämlich meinen Zeigefinger versteht. Ich stelle mir vor, daß der edle Winnetou in derselben kankantanzenden Weise durch die Stube sauste, wenn er vom Pfeil getroffen wurde. Ich riskiere einen zweiten Schuß, ziehe aber rasch die Hand weg, die das Spiel hält, wodurch es auf die Erde fällt. Also nichts zu machen.

„Zeig mal her, mein Junge!" sagt der Fabrikant, „wie heißt denn dein Spiel?"

Und was glauben Sie, was drauf steht? Buchstäblich: „Trillili" DRP. und DRGM. Mehr kann man nicht verlangen. Nur eins verstehe ich nicht — wenn schon der Erfinder selbst sein Spiel als „Trillili!" bezeichnet und wenn man berücksichtigt, daß sich der Berliner beim Ausruf „Trillili" immer bezeichnend an die Stirne zu tippen pflegt, dann müßte man doch feststellen — — aber ich habe keineswegs die Absicht, beleidigend zu werden, und schließe deshalb mit einem dicken Fragezeichen.



Bunte Chronik



Achtmalige Wanderung um den Äquator.

Die Vereinigten Staaten, die stets in sensationellen Statistiken groß sind, konnten eine neue Rekordleistung eines ihrer Bürger buchen. Ein Briefträger aus Illinois hat ausgerechnet, daß er im Laufe seiner 35jährigen Dienstzeit eine Strecke von mehr als 200 000 englischen Meilen zurückgelegt hat, was einer Wanderung gleichkommen würde, die achtmal um den Äquator führt. Der Ruhm dieses „Rekordgehers" läßt die Kollegen nicht schlafen, und alle amerikanischen Briefträger sind nun dabei, auch ihrerseits die täglichen Bestellgänge in Äquatorwanderungen umzurechnen. Wenn man an dieser Art von Statistik Freude hat, so könnte man wahrscheinlich für die deutschen Postboten ähnliche Zahlen herausbekommen, und in den Großstädten würden sich außerdem noch Treppenkletterrekorde ergeben.



Lustige Ecke



Verkehrte Welt.

„Fünf Jahre hat er gesessen, weil er in eine Bank eingebrochen ist".

„Ja, und sein Bruder hat fünf Jahre bekommen, weil er eine gegründet hat".

•

Der Mann aus Hollywood.

„Dies ist das älteste Schloß am Rhein", erklärte der Fremdenführer.

„Yes? Können Sie mir sagen, für welchen Film es gebaut wurde?" forschte der amerikanische Tourist.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.